

Laetare

Pünktlich zur Wahl der neuen Kirchenvorstände titelt die „Junge Kirche“: „Kirche wozu?“ Es geht in dem Heft um Zukunftstress und Utopien, nüchterne Einordnung und Lebensentwürfe derer, die im Dienst der Kirche alt geworden sind und der ganz Jungen, die es jetzt wagen wollen, um Gott und das Brot der Armen.

„Kirche wozu?“ ist dabei fast sowas wie ein Gründungsstatement dieser Zeitschrift, die zum ersten Mal 1933 als „Mitteilungsblatt“ der jungreformatorischen Bewegung erschien. Die Gruppe aus Theologen und evangelischen Pfarrern, die sich gegen die Deutschen Christen und damit die Gleichschaltung der Kirche unter den Nationalsozialisten gefunden hatte, bildete mit dem Pfarrernotbund die Wurzel der Bekennenden Kirche.

Zum Start gab es nicht nur ein Medium für die Öffentlichkeitsarbeit, sondern auch ein Bekenntnis,

die Barmer Theologische Erklärung. Das finde ich wichtig.

Mit diesem Text hatte man sich Klarheit verschafft, abgegrenzt, festgelegt. So heißt es denn darin auch: „Wir verwerfen die falsche Lehre, als dürfe die Kirche die Gestalt ihrer Botschaft und Ordnung ihrem Belieben oder dem Wechsel der jeweils herrschenden weltanschaulichen und politischen Überzeugungen überlassen.“

Kirche muss sich hüten: vor dem Zeitgeist, vor der Sehnsucht, zur Mehrheit zu gehören und auch den verführerischen Möglichkeiten wohlgesonnener Umstände. Dem Volk nach dem Maul zu reden, wie Luther es anmahnte, heißt nicht, sich seinen Gedanken anzubiedern sondern sich einer Sprache zu bedienen, die jede und jeder verstehen kann.

Ein aktuelles Beispiel für dieses klare Reden ist eine Pressemitteilung der katholischen Bischofskonferenz, die bekennt: „Völkischer Nationalismus ist mit dem christlichen Gottes- und Menschenbild unvereinbar.“ Und dann erklärt: Rechtsextreme Parteien können deshalb für Christinnen und Christen kein Ort der politischen Betätigung sein und sind auch nicht wählbar. Solche Deutlichkeit hätte man sich auch an anderer Stelle gewünscht.

An dieser Stelle heute hier verstehen wir: Kirchenvorstandswahl in solchen Zeiten ist ein Bekenntnisakt: derer, die antreten und Gesicht zeigen und derer, die wählen. Gerade weil wir immer wieder in schwieriges Fahrwasser geraten, muss, wer für und in Kirche Verantwortung übernimmt, Entschlossenheit und Demut mitbringen und auch ein gerüttelt Maß an positiver Beklopptheit. (Und sich hin und wieder vergewissern, ob man das noch hat - ich schließe mich ein).

So sind wir schon fast bei der Frage: „Wer macht es?“ - aber vorher rät die nicht mehr ganz so „Junge Kirche“ mit den Worten des inzwischen 90-jährigen Fulbert Steffensky, der beide Kirchen kennt, festzuhalten:

1. Wir werden kleiner obwohl wir - wie es vor ein paar Jahren noch hieß: „Gegen den Trend wachsen“ wollen. Das führt in ein Missverständnis, denn „Wachstum“ in der Kirche ist eine geistliche Größe und nicht dasselbe wie in der Wirtschaft: wir sollen nicht an Macht und Geld wachsen, sondern an Glauben und in Zuversicht.
2. Die Institution, also die verfasste Kirche wie wir sie mit Pfarrverbänden, Propsteien, Landeskirchenamt kennen, macht uns wenig Spaß, aber „ohne Institutionen, die den Glauben langfristig machen und ihn aus den Händen zufälliger Charismatiker*innen befreien wird es auch nicht gehen.
3. Richtet er aus: Lasst uns statt der Jammerei lieber Spottlieder über unsere Weinerlichkeit einüben, damit wir soweit wach im Kopf und Herzen bleiben, dass wir den Unterschied zwischen der real existierenden Kirche und dem Reich Gottes nicht vergessen.

Um damit sind wir mitten in der konkreten und schwierigen Wirklichkeit unserer Gemeinde angekommen: Wer übernimmt Verantwortung; wie finden wir die Richtigen für die Leitung? Wer lässt sich von Gott rufen?

Die Bibel erzählt davon in vielen Varianten: Gott ruft im Traum oder schlägt einen mit Blindheit, um ihn hernach wieder sehend zu machen, er schickt seine Boten.

Eine sehr folgenreiche Variante haben Sie vorhin im Evangelium gehört:

Die Berufung der zwölf Apostel.

Die gehören zum Inventar. Wir kennen sie von Gemälden und Mosaiken, sie sitzen auf Thronen und an Abendmahlstischen, mit Textrollen in den Händen oder erhobenen Zeigefingern. Es sind immer Männer. Und sie haben - vorhin habe ich es vorgelesen - alle einen Namen.

Allerdings: diese Namen und auch ihre Reihenfolge variieren in den Evangelien, mal so, mal so. Es kommt offenbar gar nicht darauf so darauf an, ob es damals genau diese zwölf waren. Es ist aber zu allen Zeiten wichtig, dass man weiß, wer sie sind, denn Kirche geht nur mit echten Menschen, von Angesicht zu Angesicht.

Was qualifiziert gerade diese? Berufe, Erfolge, gesellschaftliche Positionen werden nicht erwähnt.

„Jesus rief, welche er wollte.“ Das ist wunderbar und sehr ermutigend zu hören - für alle, die heute antreten. Allerdings: Judas war auch unter ihnen. Zerbrechlichkeit und Fehlbarkeit gehört, wo Menschen sind, dazu. Nochmal Fulbert Steffensky: „Gerade Institutionen rechnen mit der Durchschnittlichkeit der Menschen“.

Letzteres wurde vergessen. Denn in der Kirchengeschichte wurde aus diesem Text eine besondere Berufung und Amtseinsetzung abgeleitet. Als gäbe es zwischen Gott und uns noch ein paar Profis, die näher dran sind.

Davon sagt der griechische Urtext nichts.

Das Wort, das Markus hier verwendet, „poiein“, heißt eben nicht „berufen“ oder „einsetzen“ sondern: „machen“. Es ist dasselbe „machen“ wie in der griechischen Übersetzung des Alten Testaments, wenn davon die Rede ist, dass Gott Himmel und Erde „machte“ oder Noah alles „machte“, was Gott wollte. Der wiederum „machte“ Abraham zu einem großen Volk und eben auch die „zwölf“.

Es lohnt, sich das bewusst zu machen - denn offenbar geht es nicht um institutionelle Macht, die einigen zuteil wird oder um besondere Begabung - sondern um eine Neuschöpfung.

Die brauchte es. Denn Markus lebte in einer Zeit, die von Krieg, Besatzung, Not und Gewalt gezeichnet ist. Die Menschen sind es erst recht. Sie können nicht mehr. Sogar ihre Hände sind verdorrt. Sie brauchen Heilung und Frieden. Davon erzählt Markus als Einleitung zur sogenannten Berufungsgeschichte.

In diese Wirklichkeit wird er Menschen schicken, um die die Dämonen zu verjagen.

So lerne ich nach all den Jahren: Die Geschichte von den Zwölfen ist auch eine Krisenerzählung.

Gott findet unter uns die, die er zu denen macht, die es jetzt braucht.

Es sind Menschen, die nicht von oben oder außen kommen und ansagen, wie es geht.

Es sind die, die die Spuren ihrer - unserer - Zeit am Leib tragen.

Es sind nicht unüberschaubar viele.

Wir kennen sie.

Und da wird das Heft der „jungen Kirche“ meisterlich - denn alle Texte begleiten Schwarz-Weiß-Fotografien über einen Fischer an der Schlei: im Boot bei Sonnenaufgang auf dem Weg zur Reuse, beim Ausbringen der Reuse und bei Fangfahrten, beim Säubern der Reuse während einer Quallenplage.

Die Fischer hatten auch schon bessere Zeiten. Die Zukunft ist herausfordernd.
Aber es scheint nichts Sinnvolleres zu geben.